

# SWR2 MANUSKRIFT

ESSAYS FEATURES KOMMENTARE VORTRÄGE

---

## SWR2 Essay extra

**Die Große Kulturmaschine Funk  
60 Jahre Radio-Essay**

### Teil 1

„Die große Kulturmaschine Funk“. 60 Jahre Radio-Essay  
Von Stephan Krass

### Teil 2

Ein Radiohörer mit runden Ohren,  
der Arno Schmidt und Wolfgang Koeppen hört.  
Von Sibylle Lewitscharoff

Sendung: Montag, 14.09. 2015

Redaktion: Stephan Krass

---

#### **Bitte beachten Sie:**

Das Manuskript ist ausschließlich zum persönlichen, privaten Gebrauch bestimmt. Jede weitere Vervielfältigung und Verbreitung bedarf der ausdrücklichen Genehmigung des Urhebers

---

#### **Service:**

SWR2 Essay können Sie auch als Live-Stream hören im **SWR2 Webradio** unter [www.swr2.de](http://www.swr2.de) oder als **Podcast** nachhören: <http://www1.swr.de/podcast/xml/swr2/essay.xml>

**Mitschnitte** aller Sendungen der Redaktion SWR2 Essay sind auf CD erhältlich beim SWR Mitschnittdienst in Baden-Baden zum Preis von 12,50 Euro.  
Bestellungen über Telefon: 07221/929-26030

---

#### **Kennen Sie schon das Serviceangebot des Kulturradios SWR2?**

Mit der kostenlosen SWR2 Kulturkarte können Sie zu ermäßigten Eintrittspreisen Veranstaltungen des SWR2 und seiner vielen Kulturpartner im Sendegebiet besuchen. Mit dem Infoheft SWR2 Kulturservice sind Sie stets über SWR2 und die zahlreichen Veranstaltungen im SWR2-Kulturpartner-Netz informiert.  
Jetzt anmelden unter 07221/300 200 oder [swr2.de](http://swr2.de)

## Teil 1

### Die große Kulturmaschine Funk – 60 Jahre Radio-Essay Von Stephan Krass

Am 12. Juli 1955 – vor 60 Jahren - ging beim SDR in Stuttgart ein Programm auf Sendung, das auf den Namen *Radio-Essay* getauft wurde. Aus diesem Anlass veranstaltete SWR2 am 25. Juni 2015 im Literaturhaus Stuttgart ein Symposium, auf dem der runde Geburtstag gefeiert wurde. SWR2 extra sendet die Vorträge dieser Jubiläumsveranstaltung bis kommenden Freitag jeden Abend um 22:03 Uhr. Heute stehen die Vorträge des SWR2 Literaturredakteurs Stephan Krass mit dem Titel „Die große Kulturmaschine Funk. 60 Jahre Radio-Essay“ und der Schriftstellerin Sibylle Lewitscharoff mit dem Titel „Ein Radiohörer mit runden Ohren, der Arno Schmidt und Wolfgang Koeppen hört“ auf dem Programm.

#### 1. Surrogate

Nehmen wir an, es ist sieben Uhr abends, gerade ist der Signalton des Zeitzeichens verebbt und die Nachrichten beginnen. Am Tisch sitzt ein Mann, mittelgroß vermutlich, kein Sitzriese jedenfalls, vor sich ein Glas Bier. Daneben ein Aschenbecher, Notizzettel. Der Mann ist ca. Mitte 60, Halbglatze, Anzug, Krawatte, Ränder unter den Augen. Er sitzt da, als würde er immer da sitzen. Zumindest um diese Zeit. In diesem Lokal. Nehmen wir also an, er ist ein Stammgast. Einzelgänger zudem. Die Nachrichten sind jetzt vorüber, das Wetter wird mäßig, das Pausenzeichen ertönt. Der Mann nimmt einen der Zettel, die vor ihm liegen und notiert: „...die Wände sind abgerückt, es ist mehr Kulisse da als in meiner Wohnung, das Radio spielt.“ Der Mann wohnt um die Ecke in der Bozenerstraße, wo er eine Arztpraxis für Haut-und Geschlechtskrankheiten betreibt. Wir sind in Berlin und schreiben das Jahr 1952. Das Jahr 3 vor der Gründung des Radio-Essays in Stuttgart. Der Mann heißt Gottfried Benn und er sitzt tatsächlich jeden Abend hier. Manchmal schreibt er. Im Radio läuft gerade eine Wissenschaftssendung. Aber Benn hört nicht zu. Und wenn dann nur mit einem Ohr.

Benn betrachtet das Radio mehr als Inventar seiner zelebrierten Einsamkeit. Oder als ein Medium der Zerstreung, auf dessen Flügeln der schweifende Gedanke für Augenblicke davongetragen werden kann. Jetzt zum Beispiel. Er notiert: „- die Wissenschaft als solche - ' / wenn ich derartiges im Radio höre, / bin ich immer ganz erschlagen. / Gibt es auch eine Wissenschaft nicht als solche?“ Das Gedicht, dessen Anfang er hier notiert, wird den Titel *Radio* tragen und am Ende der ersten Strophe wird es heißen: „ich bin auf Surrogate angewiesen: / Radio, Zeitung, Illustrierte / Wie kann man mir da sowas bieten?“

Für Benn ist der Rundfunk ein rein publizistisches Medium, kein künstlerisches. Dennoch hat er zum Profil der jungen Hörkunst durch den Vortrag seiner Gedichte und die Arbeit an Hörspielen wesentlich beigetragen. Dabei offenbart seine Stimme, gerade im Lesen der späten Gedichte mitunter eine fragile, fast schutzlose Intimität, die so gar nicht zum kalten Auge des Dichters passen will. Da spricht ein tastendes Stimm-Organ, ohne Gegenüber, im schalltoten Raum des Studios, zu einem imaginären Publikum. Vielleicht war es gerade die Einsamkeit des Mikrofonsprechers, die er an diesem hermetischen Ort suchte. Denn hier konnte er einfach da sitzen und dennoch zu einem großen Publikum sprechen.

Benn praktizierte Radio, aber er glaubte nicht daran, damit irgendeine Wirkung zu erzielen. Wie er überhaupt nicht daran glaubte, dass man die Menschheit zu etwas Besserem führen könne. Er pflegte eine negative Anthropologie. „Nein diese vielen Denkprozesse sind nicht für mich /“, heißt es in dem Gedicht *Radio* weiter, „aber es gibt volle Stunden, / wo man auf keinem Sender (Mittel-, Kurz-, Lang- und Ultrawelle)/ eine Damenstimme hört (erst sagt man nein, dann vielleicht, dann ja') / eigentlich ist alles im männlichen Sitzen produziert, / was das Abendland sein Höheres nennt - “. Hier machen wir kurz einen Schnitt, bevor wir die letzte Zeile des Gedichts anführen. Es ist auf Pointe geschrieben. Nein, vom Kulturradio – „diese vielen Denkprozesse“ – hielt Benn nicht viel. Ganz zu schweigen von den sitzenden Männern, die im Abendland die Hochkultur befördern. Und deshalb schließt das Gedicht auch ganz lapidar in der letzten Zeile: „ich aber bin, wie gesagt, für Seitensprünge.“

Es wäre lohnend, Benns verwickelte Geschichte mit dem Radio von seinem Streitgespräch mit Johannes R. Becher in der Berliner *Funkstunde* aus dem Jahre 1930, über die beklemmende Begegnung des „inneren Emigranten“ mit dem Flüchtling Peter de Mendelssohn in einem Berliner Radiostudio 1950 bis zu seinem Funk-Gespräch 1955 mit Reinhold Schneider über die Frage, ob die Dichtung das Leben bessern solle, zu rekonstruieren. Warum diese Geschichte nicht als eine Folge von Seitensprüngen erzählen? Aber Benn hat durchaus auch Gelegenheiten verstreichen lassen.

Es sollte ein intellektuelles Gipfeltreffen des deutschen Nachkriegs-Rundfunks werden, doch das Studio in Stuttgart blieb leer. Ein halbes Jahr lang korrespondierten der Schriftsteller Alfred Andersch, der die Redaktion *Radio-Essay* beim Süddeutschen Rundfunk seit 1955 leitete und dabei von seinem jungen Mitarbeiter Hans Magnus Enzensberger assistiert wurde, mit den beiden Gesprächspartnern, doch die Begegnung am Mikrofon kam nicht zustande. Gottfried Benn ist von Beginn an nicht sonderlich überzeugt von der ganzen Unternehmung und als sein Kontrahent Theodor W. Adorno schließlich um eine Verlegung des Aufnahmetermins bittet, schreibt Benn ihm in einem Brief vom 30. Nov. 1955, dass die von Andersch gewählte Fragestellung nach „reiner oder engagierter Kunst ... völlig ausgelaugt und auf allen Sitzungen der Akademien und der Kulturkreisdiskussionen abstrapaziert“ sei. Und überdies - jetzt kommt Benn unumwunden auf den Adressaten seines Schreibens zu sprechen: „Sie sind gefährlich und mir dialektisch weit überlegen und beherrschen viel mehr Material ... Ich müsste also enorm viel arbeiten, um einem Gespräch mit Ihnen gewachsen zu sein und dazu habe ich für ein Rundfunkgespräch gar keine Lust.“

Da hören wir es wieder. Benns profundes Misstrauen in den Erkenntniswert der öffentlichen Debattenkultur. Sitzende Männer im Dienste dessen, was das Abendland sein Höheres nennt. Und jetzt auch noch mit Mikrofon. Dass ihm zudem der Gesprächspartner – ein veritabler Sitzriese in den bundesdeutschen Radio-Studios - nicht geheuer war, mag seine Absicht, die ganze Veranstaltung kurzerhand aufzukündigen, noch befördert haben. Wir sind indessen in Stuttgart angekommen, im Süddeutschen Rundfunk, Redaktion *Radio-Essay*. Wir riechen Pfeifenrauch, Kaffee und einen Hauch von Muskat: Trollinger. Und was sehen wir? Einen Schreibtisch voll mit Stapeln von Manuskripten, Briefen, Bandkartons und dahinter, fast verschwindend, aber immer aufrecht und mit randloser Brille - den Sitzredakteur. Sein Name Alfred Andersch.

## 2. Im Maschinenraum

Andersch war ein Mann der ersten Stunde im deutschen Nachkriegsradio. Und hier müssen weitere Namen fallen: Axel Eggebrecht, Ernst Schnabel, Friedrich Bischoff, Eugen Kogon, Walter Dirks, Alfred Döblin, Horst Krüger, Gerhard Szczesny. Die Liste ist nicht vollständig. Andersch arbeitete seit 1948 für das Kulturprogramm der neuen Sendeanstalten. Er begann beim *Abendstudio* des Hessischen Rundfunks und etablierte dann im Auftrag des SDR Intendanten Fritz Eberhard 1955 ein neues Kulturprogramm für das Stuttgarter Funkhaus. Der Name: Radio-Essay. Unter diesem Rubrum versammelte Andersch ein breites Spektrum radiophoner Sendeformen: Feature, Hörspiel, Literatur, Gespräch, Rezension. So wurde der Radio-Essay zur Herzkammer der „großen Kulturmaschine Funk“. Diese Formulierung hatte Andersch schon 1949 – da war er noch Redakteur des Abendstudios bei Radio Frankfurt - in einem Brief an den Kollegen Irmfried Willimzig geprägt.

Mit im Stuttgarter Maschinenraum seit 1955 und zu allen Schandtaten bereit: der Assistent Hans Magnus Enzensberger. Er ist 26 Jahre alt, kommt frisch von der Uni, blitzgescheit, durch nichts zu beeindrucken, aber vom Radiomachen hat er keine Ahnung. Als Kapital bringt er seine Grundhaltung mit: Neugier. Die sollte ihn weit tragen. Und jetzt die Autoren. Es betreten das Studio – nicht alphabetisch geordnet, unvollständig auch hier und wo nicht in personam, dann in Form ihrer Texte: Arno Schmidt, Wolfgang Koeppen, Ingeborg Bachmann, Max Frisch, Heinrich Böll, Martin Walser, Max Bense und Margret Boveri. Immerhin auch zwei Frauen. Das freut besonders einen weiteren Gast. Wir sehen ihn in aufgeräumter Sitzposition: Gottfried Benn. Ingeborg Bachmann spricht über Simone Weil, Margret Boveri über die Briefe von Walther Rathenau, Arno Schmidt lässt über de la Motte Fouqué sprechen, während Martin Walser Regie führt, Wolfgang Koeppen rezensiert Emile Zola, Max Frisch räsoniert über Architektur, von Gottfried Benn hören wir *Die Stimme hinter dem Vorhang* und Max Bense gibt Auskunft über die *Entwicklung und Problematik von Steuerungsautomaten*. So hießen unsere Computer mal.

Mit Max Benses Ausführungen über die Steuerungsautomaten sind wir bereits im Jahr 1956 angelangt. Genauer am 17. Februar. Enzensberger wird die Redaktion binnen Jahresfrist wieder verlassen. Die Neugier treibt ihn weiter. Und der Wunsch, nur noch Dichter zu sein. 1957 erscheint sein erster Gedichtband *verteidigung der wölfe*. Andersch lässt ihn ziehen und er lobt ihn. Ganz ohne Gift geht das freilich nicht. „Eine eminente Begabung“ – so Andersch über Enzensberger - „in zehn Minuten hervorschüttelnd, worüber andere, die sich schwerer tun, lange brüten, bedient er verächtlich die Apparate und die Funktionäre, wirft ihnen Modell-Manuskripte hin oder routinierte Mache ...“ Aber auch Alfred Andersch, der neben der redaktionellen Tätigkeit für das Radio, für die Buchreihe *studio frankfurt* und für die Zeitschrift *Texte und Zeichen* immerhin ja noch ein eigenes literarisches Werk zu betreuen hat, sucht den Absprung. Seit 1957 besitzt er in Berzona im Tessin ein Haus. Dort wird er sich mit seiner Frau, der Designerin Gisela Andersch, der wir die Gestaltung der Programmhefte des Radio-Essays jener Jahre verdanken, zurückziehen. Der Absprung erfolgt 1958 mit derselben Entschiedenheit, mit der er zweieinhalb Jahre zuvor den Aufbau eines neuen Programms begonnen hatte. Im

Stuttgarter Sender wird indessen die Leitungs-Position für den Radio-Essay ausgeschrieben.

Auch der neue Mann – wir werden das Bild nicht mehr los – hat eine Affinität zum Sitzen. Hier allerdings eher zu dem Gegenstand, auf den diese Tätigkeit sich richtet. Er spricht nämlich von dem „sicheren Stuhl“ des Redakteurs, auf dem er nunmehr Platz zu nehmen gedenkt. Auch er ein Schriftsteller mit Profil. Einer, der mit dem, was seit den großen Avantgarden das Experiment in der Literatur heißt, programmatisch verbunden ist und somit auch dem Auftrag des Intendanten Eberhard, das Experiment als Sendeform zu institutionalisieren, ausdrücklich nachkommt. Ist doch im Begriff des Essays als Versuch das Experimentelle bereits angelegt. Der neue Mann heißt Helmut Heißenbüttel und er ist jemand, von dem man sagen kann, dass man es dem Programm dereinst anmerken wird, dass er da war. Das liegt zum einen daran, dass er die Redaktion bis zu seiner Pensionierung 1981, mithin über 20 Jahre, leitete, zum anderen an seinem ausgeprägten Hang zu jenem künstlerischen Movens, das heute schlecht beleumundet, damals aber bei den jungen Nachkriegsintellektuellen und Künstlern – und als solche verstanden sich die Radio-Essayisten in Stuttgart und anderswo – sehr en vogue war, eben dem Experiment. Die Assistentin Heißenbüttels in diesen Jahren hieß Marlis Gerhardt. Heißenbüttel probierte neue Sendeformen aus, öffnete der akustischen Kunst die Türen und etablierte mit dem *Studio für neue Literatur* ein Forum, wo jüngere Schriftstellerinnen und Schriftsteller nicht nur Gehör und Aufmerksamkeit fanden, sondern auch ein angemessenes Salär. Ohne das Mäzenatentum des öffentlich-rechtlichen Rundfunks – so viel ist gewiss – wäre die deutsche Literatur um viele signifikante Texte und Stimmen ärmer. Und das gilt nicht nur für die Nachkriegszeit und für die Jahre der alten Bundesrepublik, sondern ganz entschieden auch heute.

Wir könnten nun lange über die heroische Epoche des Radios sprechen, über die intellektuellen Gründungsdebatten der jungen Republik, die ja nicht nur in den Parlamenten, Universitäten und bei Parteiversammlungen stattfanden, sondern auch in den Aufnahme-Studios der neuen Sender in Stuttgart, Köln, Hamburg, Frankfurt, Baden-Baden oder München. Das ist zweifelsohne ein wesentliches Stück Kulturgeschichte der Bonner Republik. Und so ist es ja auch in der Fachliteratur ausdrücklich dargestellt und gewürdigt worden. Wir können also auf die Pionierleistungen unserer Vorgänger mit einem Gefühl von Stolz und Anerkennung zurückblicken. Wir sitzen, um ein berühmtes Bild zu zitieren, auf den Schultern von Riesen. Aber wir sind keine Zwerge. Wir müssen uns nicht kleinmachen. Denn wir dürfen von der Warte einer Radio-Gegenwart blicken, die sich vor der Vergangenheit nicht zu verstecken braucht.

Aber so eindeutig ist das mit den Riesen gar nicht. Da war nämlich noch etwas anderes. Etwas, das den neuen Aufbruchgeist – zumal den im Radio – mit einem kritischen Grundrauschen konterkarierte. Es gab ja nicht nur notorische Nebenbei-Hörer wie Benn oder den Medien-Skeptiker Heidegger, der in seiner Hütte in Todtnauberg 1962 ein sogenanntes Kuba-Radio installieren ließ, weil ihm angesichts der bedrohlichen Weltlage unbehaglich wurde. Aber wir wollen uns darüber gar nicht lustig machen. Das wäre Gratismut. Auf Heideggers Einlassung zum Rundfunk kommen wir gleich nochmal zurück. Fragen wir lieber: Was hat eigentlich die umgetrieben, die sich dem neuen Aufbruchgeist verweigert haben, die nicht Radio gehört haben? Die gehörten doch auch dazu. Gerade weil sie nicht dazu gehören wollten. Ergreifen wir also die Gelegenheit, ein wenig dissidentes Material

einzuschmuggeln und betreiben dabei etwas Mentalitätsgeschichte der jungen Bonner Republik.

### 3. Das Radiogeräusch

In der Nähe von Lugano, gar nicht so weit von Berzona, jenem Ort, in dem Alfred Andersch sich zurück gezogen hat und wo sich später auch Max Frisch ansiedeln sollte, lebte und arbeitete ein Mann, der bei dem Begriff „die große Kulturmaschine Funk“ das kalte Grausen bekommen hätte. Gott sei Dank ist dieser Terminus nie bis zu ihm vorgedrungen. Wie Benn war er Arzt, praktizierte aber nicht mehr, sondern schrieb. Ein Kulturphilosoph. Philosoph nicht im methodisch-akademischen Sinn, sondern als eine Art Weisheitslehrer. Und als solcher handelte er auch über das Radio. Und hier ist ihm die Maschinenmetapher durchaus willkommen, aber nicht in Verbindung mit Kultur. „Das Radio ist eine Maschinerie“, schreibt er, „die das pure Wortgeräusch produziert...“ und weiter: „So ungeformt ist das Radiogeräusch, daß es keinen Anfang zu haben scheint und auch kein Ende, es ist grenzenlos. Und so ist auch der Mensch dieses Radiogeräusches selbst: er ist formlos, unentschieden, innerlich und äußerlich, ohne Grenzen, maßlos.“

Es handelt sich hier – man kennt den Tonfall – um eine frühe Form der Medienkritik. Freilich nicht in der Absicht, die Medien zu kritisieren, um sie aus sich selbst heraus zu optimieren, sondern mit dem Impetus, die Medien in Bausch und Bogen zu verdammen, um bessere Menschen aus denen zu machen, die sich von ihnen fern halten. Denn – Zitat: „Das ist das Heillose des Radios. In dieser Welt des Radiogeräusches können auch alle Urphänomene, die Wahrheit, die Treue, die Liebe, der Glaube nicht existieren, denn die Urphänomene sind das Unmittelbare, deutlich Abgegrenzte, Erstmalige – die Welt des Radiogeräusches aber ist die Welt des Umweg-haften, des Ineinander-Verwickelten, des Indirekten: die Urphänomene gehen hier zugrunde.“ Zitat Ende. Deutlicher hat man Kritik am Radio als fundamentale Zivilisationskritik selten sprechen hören. Als das Buch *Die Welt des Schweigens* 1948 – zwei Jahre nach Gründung des Südwestfunks und ein Jahr vor Gründung des Süddeutschen Rundfunks – erschien, war der philosophische Schriftsteller Max Picard ein vielgelesener Autor. 1959 erschien sein Buch über das Schweigen als *Fischer Taschenbuch* und erlebte wie die meisten seiner anderen Werke hohe Auflagen. Weisungen in Form konservativer, wertorientierter Gegenwartskritik gehörten zur Zeitsignatur dieser Jahre.

Als Max Picard 1965 starb, erschien in der Wochenzeitung DIE ZEIT ein Nachruf, in dem er ein „Seher“ genannt wurde. Die Pointe läge nahe, hier anzufügen: Ein Hörer war er jedenfalls nicht. Aber das wäre zu kurz gesprungen. Denn er wollte ja hören. Freilich suchte er eine andere Frequenz. Picard wollte die innere Stimme hören, also eher lauschen. Jedenfalls wollte er das Wort ‚hören‘ wieder an seinen etymologischen Nachbarn, an das Horchen und Gehorchen zurückbinden. Und insofern ist Picards Radio-Theorie kein Kultur-Kuriosum, das man einfach so abtun kann. Es finden sich sogar Sätze dort, in denen sich eine gewisse semantische Affinität zu dem großen Entfremdungszusammenhang, von dem Adorno und Horkheimer gesprochen haben, ausmachen ließe. Ähnliches gilt auch für Formulierungen, die zeitdiagnostisch ziemlich nahe an dem sind, was 40 Jahre später Friedrich Kittler z.B. über den Zusammenhang von Krieg und Medien schreiben wird. Und es finden sich Sätze, die manch einer gerne einem Zeitgenossen Max Picards in den Mund legen würde: Martin Heidegger.

So einfach ist das aber nicht. 20 Jahre vor Max Picards Schrift, 1927 nämlich, erschien Heideggers Hauptwerk *Sein und Zeit*. Der regelmäßige Sendebetrieb des Rundfunks startete in Deutschland im Oktober 1923, steckte also 1927 noch in den Kinderschuhen. In diesem Jahr heißt es in *Sein und Zeit*, §23: „Alle Arten der Steigerung der Geschwindigkeit, die wir heute mehr oder minder gezwungen mitmachen, drängen auf Überwindung der Entfernenheit. Mit dem ‚Rundfunk‘ zum Beispiel vollzieht das Dasein heute eine in ihrem Daseinssinn noch nicht übersehbare Entfernung der ‚Welt‘ auf dem Weg einer Erweiterung der alltäglichen Umwelt.“ Hier ist nicht von der Heillosigkeit des Radios die Rede, sondern von einer Erweiterung der Alltagswelt durch das neue Medium. Die grundlegende Differenz ist indessen schon benannt: Picard analysiert nicht, sondern er betreibt Medienkritik in anthropologisch-zivilisationskritischer Hinsicht. Radio als Schicksal. Und da bleibt dann wirklich nur die eine Stimme übrig: die wahre, die einzige, die innere. Nicht nur im Singular, sondern als Solitär. Und das ist Radio erklärtermaßen nicht. Radio ist viele Stimmen, Radio ist Plural, Radio ist Kontroverse, Radio ist Diskurs, Radio ist Dissidenz und manchmal ist Radio auch Babylon. Das muss man aushalten. Il faut etre absolument moderne! Und wenn man es wirklich nicht mehr aushält, dann gibt es ja noch diese Taste. Bei Max Picard war es noch ein Knopf. Nein, sagt der, „auch wenn das Radio abgestellt ist, scheint das Radiogeräusch noch da zu sein, unhörbar weiterzugehen.“ Aber da haben wir das Buch schon zugeklappt. Und nun wissen wir: Berzona und Lugano trennen Lichtjahre. Und Stuttgart liegt in einer anderen Galaxie.

#### **4. Der Bindestrich**

Das Radio als phonozentrisches Medium wurde – das wissen wir mit Friedrich Kittler – in den Schützengräben des Ersten Weltkriegs erfunden und war ursprünglich durchaus im Sinne seines militärischen Auftrags auf Horchen und Gehorchen gerichtet. In der Weimarer Republik hat sich das Radio jedoch zivil-gesellschaftlich geläutert und aus Gehorchen wurde Hören. Und das blieb - mit Ausnahme des Propaganda-Radios eines Joseph Goebbels – auch die neue Sendefrequenz. Hören ist eine Tätigkeit auf Ohrenhöhe, demokratisch, offen, pluralistisch. Nicht die eine Wahrheit steht da im akustischen Raum, sondern viele Stimmen. Nicht Eindeutigkeit, sondern Optionen. Nicht alles immer schon wissen, sondern auch mal mit anderen oder sich selbst in Streit geraten. Und genau hier treffen sich das Radio und der Essay. Das ist die Nahtstelle, der Bindestrich. Der Essay ist nicht dogmatisch, nicht systematisch, nicht objektiv. Er ist subjektiv, experimentell, ergebnisoffen. Er ist Medium und Movens der Reflektion in unserer Gegenwart. Eine Gegenwart, die einem bekannten Diktum zufolge ohne verbindliche Meta-Erzählungen auskommt. Der Essay ist das Medium des Denkens nach der großen Theorie und schon gar nach den großen Ideologien und Antagonismen, die das letzte Jahrhundert beherrscht haben.

Immer mehr zeitgenössische Medien tragen dieser Entwicklung Rechnung. Das zeigen die vielfältigen Essay-Formate, die als Zeitschriften oder in Gestalt von Rubriken in Zeitschriften reüssieren, die sich in der Zeitungs- und Verlagslandschaft erfolgreich behaupten oder in Bloggs. Ob *Merkur* oder *Bella triste*, ob das Kunstmagazin *art* oder DER SPIEGEL, alle schmücken sich mit dieser Feder, die den Namen Essay trägt. Sogar *mobil*, das Serviceheft der Deutschen Bahn, hat eine Essay-Rubrik eingerichtet. Gegenwärtig scheint es fast, als müsse man den Essay vor zeitgenössischen Ausfransungen und Hybridformen in Schutz nehmen. Damit sich die Gattung nicht zu Tode siegt. Dass der Essay ein notorischer

Nischenbewohner sei, der wie ein gerupftes Huhn durch die Medienlandschaft läuft, davon kann gerade in unseren Tagen nicht die Rede sein. Wenn das Radio also durch eine so reale Gegenwart gekennzeichnet ist wie sie die Präsenz des Essayismus in unserer Zeit bedeutet, dann kann es um die Zukunft des Radios, um die Kultur- und Literaturprogramme, nicht schlecht bestellt sein.

Literatur, sagt Max Bense, ist Sprache in einem ungewöhnlichen Zustand. Das trifft auch auf den Essay zu. Essay ist Sprache in einem ungewöhnlichen Zustand. Und der Radio-Essay? Auf der Bühne des Radio-Essays hat die Stimme das Sagen. Die Stimme ist ja nicht nur ein Verlautbarungsorgan, Träger von Information, sondern Stimme ist auch rhetorisches Instrument, Medium, Träger von Ausdruck, Stil, Aura. Die Stimme hat eine Signatur. Sie beglaubigt den Text wie eine Unterschrift. Es ist die physische Präsenz einer Stimme, die einem Wort, einem Text Aura verleiht. Und diese Präsenz, die aus einem Körper spricht, kann sich übertragen, kann die Adressaten, die Hörer, einbeziehen. Die Präsenz einer Stimme, nicht allein die Präsentation eines Programms, wirkt der Anonymisierung des Wissens entgegen und schafft so eine Voraussetzung, dass aus Informationstransfers Orientierung erwächst, dass aus der Vermittlung von Wissen Bildungsinhalte werden. Damit wir in einem immer komplexer werdenden Lebensumfeld, das so viele Optionen wie nie bereit hält, nicht aus dem Blick verlieren, was eigentlich das Problem war. In unserer multimedialen Überforderungsepoche, ist die Stimme eines der wenigen Distinktionsmerkmale. Die Sprache ist immer klüger als die, die sich ihrer bedienen. Wir sprechen ja nicht umsonst vom Gewicht der Stimme. Dieses Gewicht kann man im Radio messen. Insofern ist der Radioapparat auch ein Instrument zur Ermittlung des spezifischen Gewichts von Stimmen. Vielleicht wäre das mal eine Alternative zu der gängigen Praxis, Zustimmung oder Ablehnung immer nur über Einschaltquoten zu messen.

Der Mann, mittelgroß vermutlich, kein Sitzriese jedenfalls, hätte da wohl zugestimmt. Das Glas Bier auf dem Tisch ist fast geleert. Der Aschenbecher daneben vollgeraucht. Der Mann sitzt da, als würde er immer da sitzen. Auch um diese Zeit noch. In diesem Lokal. Wir wissen jetzt: er ist ein Stammgast. Das Radio im Hintergrund läuft auch noch. Begleitmusik. Der Mann schaut auf seine Notizzettel und beginnt zu schreiben. Erst zögerlich, dann entschieden, in kleinen gestochenen Buchstaben: „Erstens: Erkenne die Lage. Zweitens: Rechne mit deinen Defekten, gehe von deinen Beständen aus, nicht von deinen Parolen.“ Dieses Diktum Gottfried Benns aus dem *Ptolemäer* ist wenige Jahre älter als der Radio-Essay, „die große Kulturmaschine Funk.“ Diese Sätze haben die Arbeit am Programm begleitet – bis heute: Die Lage erkennen, mit den eigenen Defekten rechnen, von den Beständen ausgehen, nicht von Parolen. Und so wollen wir es weiter halten. Beim nächsten Ton des Zeitzeichens wird der Radio-Essay 70 Jahre alt.

## Teil 2

### **Ein Radiohörer mit runden Ohren, der Arno Schmidt und Wolfgang Koeppen hört. Von Sibylle Lewitscharoff**

Ein betagter Löwe, schon etwas gebißmüde, der seine treuen Dienste einst in einem Zirkus versehen hatte und dort an so manchem Abend durch einen flammenden Reifen gesprungen war, lebte in Haus und Garten einer pensionierten Lehrerin. Es war eine ideale Gemeinschaft, Liebe auf den ersten Blick, zumindest von Seiten der Lehrerin. Sie hatte einen Narren an dem Löwen gefressen, als sie ihn in seinem Käfig besichtigte, in dem er von den Zirkusleuten zur Schau gestellt worden war. Es stellte sich heraus – der Löwe war alt und nicht länger zu gebrauchen. Sie konnte ihn haben.

Nun, das forderte einige Änderungen in Haus und Gärtchen. Der Zaun mußte verstärkt, die Nachbarn und der Briefträger beruhigt werden, undsoweiterundsofort, aber das interessiert hier nicht. Die beherzte Frau wurde mit allem fertig. Sie genoß den Ruf einer durchsetzungsfähigen, wiewohl durchaus liebenswürdigen Dame. Man ließ sie gewähren. Und die Nachbarschaft in Sillenbuch merkte bald: der Löwe war tatsächlich uralt und für niemanden eine Gefahr. Riß sein Maul nicht auf und brüllte nicht, ließ den Briefträger in Ruhe, gähnte allenfalls und schlief an Sonnentagen neben einer Bank im Garten.

Kurzum: der alte Bursche war ein Gewinn! Vor allem die Kinder liebten ihn. Im Beisein der Frau durften sie ihn sogar anfassen, was der Löwe eher gelangweilt über sich ergehen ließ. So weit so gut und vielleicht sonderbar, aber noch halbwegs normal.

Außergewöhnlich war etwas anderes. Der Löwe wurde zu einem passionierten Radiohörer. Es war der Lehrerin zu verdanken, daß sie schlau genug war, um zu merken, daß ihr Löwe bei gewissen Sendungen aufmerksam lauschte. Kein Zweifel, der Löwe hob dann den Kopf und blickte keineswegs mehr verschlafen drein, sondern geradezu jagdlustig, als würde er, körperlich ruhig zwar, aber insgeheim angespannt auf Beute lauern, um sie mit einem Tatzenhieb zu erledigen. Die Frau behandelte ihn mit Respekt und faßte ihn in solchen Momenten nicht an. Es dauerte eine Weile, bis sie begriff, daß der Löwe nur bei gewissen Sendungen den Kopf hob und sich in erwartungsvolle Lauschposition begab, gewissermaßen in jagdliche Stimmung geriet, obwohl er niemals mit der Tatze auf das Radio einschlug oder es von dem kleinen Beistelltisch fegte, das neben einem der Sessel im Wohnzimmer stand.

Schwer zu glauben, aber wahr: der Löwe wollte Essays hören. Ausschließlich. Bei den Nachrichten, bei Musiksendungen oder Frühstücksmagazinen bewegte sich an ihm kein Muskel. Sie interessierten ihn nicht die Bohne. Anders bei Essays. Guten oder schlechten, da war zunächst kein Unterschied zu erkennen, vielleicht erst mit der Zeit. Auch der Löwe mußte sich ja an Essays erst gewöhnen. Im Zirkus war ihm kein einziges je in seine runden Ohren gekommen.

Der Löwe war ein geradezu vorbildlicher Hörer. Aufmerksam bis in die feinsten Sinneshärchen hinein. Als ginge ihn die Sendung höchstpersönlich an, ja, als wäre sie sogar ausschließlich für ihn geschrieben.

Jeder Redakteur hätte einen Narren an ihm gefressen, hätte er nur von seiner Existenz erfahren. Aber die Lehrerin war zu diskret, um ihre sagenhafte Entdeckung einer Zeitung zu verraten und ihren geliebten Löwen einer zudringlichen

Ausforschung auszusetzen. Auch in der Nachbarschaft erzählte sie es nicht herum, um nicht als wunderbar zu gelten.

Bekanntlich spricht ein Löwe nicht, zumindest äußert er sich nicht auf Deutsch oder einer anderen bekannten Menschengesprache. Weshalb ihn Essays interessierten und wie und was er davon aufnahm, kann also nur spekulativ ergründet werden.

Wissenschaftler haben an seinem Hirn keine Messungen vorgenommen, während er zuhörte. Wir müssen uns also darauf beschränken, aus den Beobachtungen der Lehrerin, die allerdings scharfäugig und äußerst intelligent war, unsere inneren Löwenschlüsse zu ziehen. Nennen wir unseren Kandidaten der Ausforschung von jetzt an einfachheitshalber Leo.

Kommen wir gleich zum Wesentlichen: die Essays von Arno Schmidt und Wolfgang Koeppen schienen Leo ganz besonders zu interessieren. Andere weniger. Das war höchst sonderbar. Bei Arno Schmidt wird jeder Hörer gezwungen, eine höhere Lehramtskandidatenprüfung abzulegen, nur um zu erkennen, daß er durchgefallen ist, weil er eigentlich gar nichts weiß. Was mag Leo daran so fasziniert haben? War es die reine Wißbegier nach einem höheren und entlegeneren Wissen, das selbst den meisten Menschen fremd ist und immer fremd bleiben wird? Wollte er vor sich selbst mit seiner wissenden Muskulatur prahlen und seiner Besitzerin zeigen: ich nehm's mit dem Schwierigsten spielend auf?

Bei Wolfgang Koeppen liegt der Fall anders.

Er ist zugänglicher. Wiewohl nicht unbedingt löwenzugänglich. Mag sein, daß Leo die vorzüglichen Stimmen, mit denen die Reportagen größtenteils aufgenommen worden waren, dazu verlockt hatten, aufmerksam zu lauschen. Vielleicht handelte es sich um einen insgeheim religionshörigen Löwen, den es in eine Unzeit verschlagen hatte, eine wenig interessierte Zeit in Sachen Religion, in welcher er nicht im Studio des heiligen Hieronymus auf den Boden zu liegen kam, sondern auf das Sofa einer alten Dame. Sie war zwar keine Heilige und hatte die Bibel nicht aufgeschlagen auf ihrem Schreibtisch liegen, aber ein beherzter, gutwilliger Mensch, das war sie. Wer weiß, vielleicht suchte der Löwe in der jungen Bundesrepublik nach Indizien, ob es noch zarte Antennen gäbe, von denen aus ins religionshörige Gebiet winzige Fühler ausgestreckt wurden, und sei es das schwarze Kinnhärchen einer alten Dame, das als Drohung von seinem Platze abstach, um zu zeigen, daß es sie gibt, die Hölle. Beileibe nicht nur den Himmel.

Nun, falls es so gewesen sein sollte, war er bei Arno Schmidt und Wolfgang Koeppen nicht ganz auf der richtigen detektivischen Tonspur. Zumindest Arno Schmidt hatte die Religion von sich abgetan wie ein Hund, der sich die Flöhe aus dem Pelz schüttelt. Bei Wolfgang Koeppen ist das weniger eindeutig. Sein Interesse an Gebäuden und kulturellen Praktiken, die von einer lebhaften Religiosität zeugen, weist in eine andere Richtung. Aber das sind eh nur Spekulationen. Vielleicht war Leo ein zutiefst moderner Löwe, der sich von seinen religionszahnenden Wundervorfahren längst entfernt – oder wie man heute gerne sagt: emanzipiert hatte. Vielleicht genoß er die paradierenden Hirnleistungen zweier moderner Männer, die der Krieg zwar verschont, aber mit deutlichen Blessuren in ein neues Ungewiß des Friedens entlassen hatte, in dessen verschütteltem Gehäus sie trotzig zwar, aber auch aufgewühlt, verschreckt und geistabenteuernd herumstolperten.

Im glühendheißen Spanien des Wolfgang Koeppen schien sich Leo besonders wohl zu fühlen. Hier atmete er gleichsam hitzige Löwenluft, besonders in der Stadt Madrid, in der der Kontrast zwischen den Zuzüglern aus den verbrannten bäuerlichen Dörrgegenden und einer zum kleinen Teil sehr reichen Stadtbevölkerung, die sich allerorten Kühlung zu verschaffen wußte, besonders groß war, ungleich größer, als

wir solche Gegensätze heute in Spanien kennen, trotz Wirtschaftsflaute und abertausend Flüchtlingen aus Afrika.

Gestochen scharf sind die Beobachtungen des Berichterstatters. Schatten versus Hitze, Hitze versus Schatten, bettelarm und strotzend reich, das schien Leo das ihm gemäße Klima zu sein, in dem er gleichsam herrscherlich mitwaltete (wahrscheinlich störte er sich wenig daran, daß Spanien damals noch vom Schlächter Franco regiert worden war. Demokratiegelüste wird man einem ausgewachsenen Löwen, der die Jungen, die ihm den Platz streitig machen, wegbeißt, solange er kann, beim besten Willen nicht unterstellen können).

Auch der Kontrast zwischen schwarzpriesterlicher Strenge und der im Geschwitz ihrer lodernden Bemalung einherstöckelnden Stadthuren mag ihm gefallen haben. Ein Löwe labt sich an Gegensätzen, sexuelle Ausschweifungen sind ihm nicht fremd. Die scheinfriedlich vor sich hinschnurrende Demokratie im westdeutschen Nachkriegsländchen, in das es ihn verschlagen hatte, dürfte nicht ganz nach seinem Geschmack gewesen sein. Wiewohl er es mit seinem Altersruhesitz in Sillenbuch oder seinem Pflegeheim, wenn man sein Domizil so nennen will, gut getroffen hatte. Das heiße Pflaster der Stadt Madrid wurde gleichsam zu seiner gedanklichen Savanne, durch die er streifte und sich unter Wolfgang Koeppens Führung so manche Beute riß.

Ob Leo die umwerfende Qualität von Wolfgang Koeppens Reisebeschreibungen erkannt hat? Das können wir zwar nicht wissen, aber erlaubt sei die Vermutung, daß die höchst brisante, geradezu gestochen scharfe Beobachtungsgabe des Reisenden ihn vexierte.

Unmöglich, diesen Beschreibungen zu lauschen, ohne in den glutheißen Sommer der Stadt Madrid physisch einzutauchen, ohne die Bettler, ohne die müßiggängerischen Dominospieler zur Nacht, ohne die flackernd gefährliche und zugleich umständlich bürokratische Polizei des despotischen Staates direkt vor Augen zu haben. Himmel, Wetterlagen, Gebäude, Plätze, Menschen, Tiere – Koeppen konnte einfach alles beschreiben, präzise, anschaulich, klug.

Was mag im Löwen vorgegangen sein, als er den Bericht vom Stierkampf hörte, Bericht über einen Stier, der keineswegs zum Kampf geneigt war, eher zum Spielen? Und der natürlich trotzdem hohnpfeifend niedergemacht wurde. Hat Leo sich an seine Vorfahren erinnert, denen im Colosseum unbewaffnete Christen zum Fraß vorgeworfen worden waren, bevor die Speere und Schwerter der Gladiatoren sie erledigten?

Mit Koeppens Reiseskizzen über Rom dürfte Leo größere Verständnisschwierigkeiten gehabt haben. Der menschliche Radiohörer hat sie auch. Durch den Text wird förmlich gerast, Bernhard Minetti läßt sich kaum Zeit, Atem zu holen. Den einen Satz versteht man knapp, den nächsten schon wieder nicht. Hätte Minetti solche Sprechjagden immerzu auf der Bühne betrieben, wäre wohl nie ein großer Schauspieler aus ihm geworden. Löwen sind langsam. Sie begreifen aus innerer Ruhe heraus. Vermutlich ist das Ganze an Leo vorbeigeströmt; er wird allerdings an der Stelle kurz aufgemerkt haben, an der vom Colosseum und den Löwenkämpfen die Rede ist, schließlich haben einige seiner erhabenen Vorfahren an Ketten geschlossen, die ihren Sprung- und Tatzenradius beschränkten, dort gekämpft und ihr Leben gelassen.

Wer weiß, vielleicht ist so mancher Löwe, dem es gelungen ist, einen Christen zu verzehren, durch die Mahlzeit überhaupt erst empfänglich geworden für die

christliche Botschaft, und dieses inkorporierte Wissen hat sich in dem einen oder anderen seiner Nachfahren vererbt. Mag sein, der friedfertige Löwe im Gehäus des Hieronymus war ein solcher Nachfahre, der einen Christen aus Botschaftempfangsgründen nicht mehr zu verschlingen brauchte, weil sein Großvater es bereits getan hatte. Bei einem Löwen geht viel von dem, was er begreift, durch den Magen.

Rußland, will heißen, zu Koeppens Reisezeiten die Sowjetunion nach dem Tod Stalins, hatte sich der Sender ebenfalls vorgeknöpft. Für Leo dürfte das ein exotischer Bericht gewesen sein, löwenferner als so ziemlich alles, von dem er bisher gehört haben mochte. Löwen sind in Rußland nicht ansässig, außer im Zoo. Sein Zirkus war nie nach Moskau oder Leningrad gereist. Die Dame, bei der er logierte, wählte die FDP, gewiß nicht die DKP. Kommunisten sind dem Löwen ungefähr so nah wie Lemminge dem Zeus. Löwenhafte Herrschaftszeichen erscheinen in Rußland seltener als anderswo.

Der lange Bericht ist vorzüglich eingelesen, von Jürgen Goslar, soviel vorneweg. Vielleicht hat die Stimme des Sprechers Leo zum Hören verlockt und nicht so sehr der Inhalt. Wovon Koeppen erzählte, ist zwar für Menschenohren hoch interessant, weniger für Löwen. Aber wer weiß, vielleicht hatte Leo ein überragendes Gespür für Talent, und deshalb lauschte er mit Hingabe dem Bericht von den langen Wegen, die Koeppen auf seiner langen, langen Reise befuhr.

Immer wieder wird da gesungen. Lautsprecher überall. Im Zug, an den Bahnhöfen, an öffentlichen Plätzen. Eine frohgemut dauereuphorisierte Pionierinnenmusik (oder müßte es heißen *Komsomolzinnenmusik?*), die Koeppen – salopp gesprochen – auf den Sack ging. Dem Löwen wäre dies gewiß ebenso gegangen, aber gottlob wurde das Dauergejubil nur erwähnt, man hörte es nicht. Ein Löwe verspeist Mädchen, wenn man ihn läßt, aber er hört ihrem Singsang oder Geschrei nicht zu.

Wie Mehltau hat sich über den Bericht die Gleichform gelegt. Gleiche Kleider, immergleiche Waren, gleiche Propaganda, immergleicher lauwarmer Champagner bei Empfängen. Das Genie des Berichterstatters liegt darin, unter der dicken Soße dieser alles und jeden überlaufenden Form präzise die Verschiedenheiten ans Tageslicht und vor die Ohren des geneigten Hörers zu bringen. Es braucht da keine explizit formulierte Kritik, nur die Schärfe des Auges und das umwerfende Talent, unter dem Mantel der Wohlgesonnenheit mit analysierenden Seziermesserchen ins Körperinnere des Kommunismus zu dringen und sie beharrlich das Werk der Zerlegung tun zu lassen. Mit Worten, nichts als Worten, die glaubwürdig sind. Kein Mensch und erst recht kein Löwe, der bei Verstand ist, wollte freiwillig in so einem Land leben.

Koeppens Bericht aber, den können menschliche Radiohörer in der Ferne und kurioserweise auch ein Löwe, der sich in die extraleonide Welt hineindenkt, sehr wohl genießen. Unbedingt genossen haben wird Leo die amerikanischen Reisebeschreibungen. Auch die Vereinigten Staaten sind und waren außerhalb der Käfige niemals Löwenland. Aber etliche Gebiete, besonders die sommers heißen mit ihren riesigen Büffelherden, wären für wilde Löwenrudel geradezu ein Eldorado gewesen. Ausgesprochen lebendig sind die Berichte unseres umherziehenden Detektivs. In der Sowjetunion befand sich Koeppen im Gemütszustand somnambuler Verzweiflung, in Amerika ist er hellwach. Das Riesenland gefällt ihm, ohne Frage. Was ihn natürlich nicht davon abhält, auch Sonderbares zu berichten, worüber ein deutscher Hörer – und wahrscheinlich auch ein Löwe – nur den Kopf oder das Haupt schütteln kann.

Gewisse sprachliche Feinheiten, die uns heute aufmerken lassen, werden Leo wohl nicht interessiert haben. Koeppen nennt die Afroamerikaner ganz selbstverständlich Neger. Und er tut es ohne den geringsten Beigeschmack der Herablassung oder des Rassistischen.

Im Gegenteil – Koeppen hat die Leute gern. Wie alle Schriftsteller, die etwas taugen, hat er einen wohlwollenden, aber keineswegs kitschigen Blick auf die Armen, die in der Welt der Reichen und Verwöhnten nichts zu bestellen haben, außer daß sie deren Dreck wegputzen. Ganz allein traut er sich nach Harlem, ist plötzlich der einzige Weiße auf der Straße, aber das Abenteuer geht gut aus, sogar sehr gut. Koeppen treibt die Neugier in eine Kirche, wo man ihn ausgesprochen freundlich empfängt, er sieht den Charme, die Grazie, Hingabe und Beherztheit der Menschen, denen wahrlich kein einfaches Los beschieden ist, und die dennoch mit Stolz und Tapferkeit das Beste daraus machen.

Sagenhaft gut ist die Beschreibung eines Gewitters mit radikal verdunkeltem Himmel, das sich zu steilen Wolkengebirgen aufbaut und dann mit hell aufzuckender energetischer Ladung und sintflutartigen Regenschloßen niedergeht. Koeppen sitzt dabei im Trockenen, in einer langgestreckten silbernen Blechbüchse, einem eleganten Pullman-Waggon, der ihn von New York nach Washington befördert. Leo wird diese Passage nicht kalt gelassen haben. Genauso stellt man sich die tagsüber verdunkelte Savanne vor, mit Löwen, die geduckt im Gras hocken und warten, bis sich die gewaltigen Himmelsturbulenzen wieder beruhigen.

Koeppens Beschreibung kleiner schwarzer Schulkinder, die es mit ihrer Lehrerin ins Washingtoner Capitol verschlagen hat, lauter eifrige Geschöpfe, die von nichts anderem träumen, als an den Verheißungen der amerikanischen Gesellschaft teilzuhaben – sie bezaubert. Mit andächtigen Augen wird da verfolgt, wie es an der Stätte der Macht zugeht. Geradeso, als hätten die Kinder geahnt, daß in ferner Zeit einmal ein schwarzer Präsident über die Geschicke ihres Landes bestimmen wird.

Später befindet sich unser reisender Reporter am anderen Ende des großen Kontinents, da berichtet er über einen Friedhof in Los Angeles – einen Friedhof, wie ihn nur ein Kitschherz erfinden kann, wobei dieses Kitschherz in einem durchtriebenen Investor pocht, der weiß, wie man rosarote Marshmallowträume über die Kinderzeit hinaus verlängert, schier gar ins Totenreich hinein.

Einem Löwen, der Radio hört, wird man natürlich zutrauen dürfen, daß er über den Tod und die jenseitige Bewahrung des majestätischen Löwenkörpers nachdenkt. Einem Löwen, dessen Vorfahr in der Wüste neben den ausgedörrten Resten der Maria Ägyptiaca Totenwache gehalten hat, wird man außerdem zutrauen dürfen, daß er weniger kitschige Pläne für seine eigene Bestattung hegt und auf eine Auferstehung hofft, die ihn im jenseitigen Gefild in überlegener Seinsweise, mit Einsichten, die weit über das bißchen Radiohören hinausgehen, glanzvoll streunen, glanzvoll paradieren, glanzvoll ruhen läßt.

Kommen wir zu Arno Schmidt!

Nun, hier ereignete sich etwas Sonderbares, sonderbarer als alles, was wir bisher über Leo gehört haben. Die alte Dame führte ziemlich genau darüber Buch, wie die einzelnen Sendungen auf ihren Leo gewirkt hatten. Bei Sendungen, die ihn nicht interessierten, schlief er, den Kopf zur Seite oder zwischen die Tatzen gebettet. Bei Koeppens Reiseberichten war er höchst aufmerksam – seine Schwanzspitze zuckte manchmal oder bewegte sich hin und her, er neigte oder hob oder schüttelte den Kopf, fuhr sich mit der Tatze über die Schnauze. Kurzum, er verhielt sich ganz wie ein Hörer, dessen unbewußte Regungen in seinem Körperverhalten zum Ausdruck

kommen. Anders bei Arno Schmidt. Hier wurde Leo starr. Als hätte man ihn in einer künstlichen Pose eingefroren. Kein Muskel regte sich an ihm. Er blickte geradeaus auf die Wand, wo ein Landschaftsbild mit Wald und Wiesen hing, durch die sich ein glitzernder Bach schlängelt, oder er sah durch Bild und Wand hindurch.

Deshalb ist natürlich schwer zu ergründen, ob Leo überhaupt etwas von den didaktischen Gesprächen Arno Schmidts verstanden hat oder ob sie ihn so vexierten, daß er in eine Art Schockstarre versetzt wurde.

Man darf hier keinesfalls mirnichts dirnichts vom menschlichen Hörer auf einen Löwen schließen. Der menschliche Hörer, wofern er seine Tassen im Schrank hat, fühlt sich vor Schmidt alsbald wie ein aufsässiger Schüler, der seinem Lehrer eine tote Ratte in die Aktentasche praktizieren möchte. Soviel Belehrung läßt ein Mensch, in dem auch nur ein klein wenig Aufsässigkeit rumort, nicht einfach so über sich ergehen. Schmidt selbst ist hier in Gestalt seines unablässig dozierenden Alter Egos der Rechthaber, der kleine Geister, die gerade mal eine Zwischenfrage stellen oder einen nichtswürdigen Einwand äußern dürfen, beiseite fegt oder ihnen herablassend eine Antwort ausfolgt. Die versammelte Lehrerpotenz des Arno Schmidt duldet keinen Widerspruch, erst recht keinen intelligenten auf gleicher Geisteshöhe. Wer weiß, vielleicht hatte unseren Leo gerade dieses majestätische Lehrergehabe so vexiert.

Vielleicht sah er sich selbst in der Rolle eines künftigen Löwenlehrers, der die versammelten Leoniden, Jung und Alt, dereinst im Jenseits um sich scharen würde, um ihnen sein versammeltes Wissen einzubimsen, einzutrichtern. Als Lehrer in spe wäre er somit in die knochenharte Schule Schmidts gegangen, um dessen Exerzitien mit höchster Aufmerksamkeit zu folgen. Aber was um Gotteswillen mag ein Löwe aus der Geheimniskrämerei um *Finnegans Wake* gelernt haben? Einem lauttechnisch derart aufgewirbelten, verhackstückten und dann wieder silbendahinleierenden Werk, einem englischsprachigen Wagalaweia, das so gut wie kein deutscher Leser je durchpflügt hat, wohl auch kaum je englischsprachige Leser in nennenswerter Zahl, obwohl es in deren Sprachraum einige hundert mehr gewesen sein dürften?

Fragen über Fragen. Ein leonisches Rätsel mit Dreifach-, Vierfach-, Fünffachbedeutung, welches wir wohl niemals werden lösen können. Versuchen wir es zum Trotz.

Arno Schmidts beherrschende Einlassung zu *Finnegans Wake*, mitten ins Herz dieses hochmögend verzwirbelten Plapperatismusgewoge zielend, die hat es in sich. Da wird schmidtseits nicht geplappert, sondern scharf analysiert. So manches Wortspiel, so manchen Kalauer erklärt er zum Kinderkram, und man kann ihm darin beipflichten. *Nice little* wird zu *lice nittle*: na ja. Zarathustra als *zero thruster* ist schon etwas besser, aber trotzdem: na ja. Und sehr zurecht wischt er die Joyce angedichtete Sprachmächtigkeit (das Genie soll mühelos über 17 Sprachen verfügt haben) einfach vom Tisch. Sagt dazu bloß: feuchter Staub. In *Finnegans Wake* ist so einiges an krampfem Dudu – Dada – Didi drin. Bssss! Überall droht das Echoland der Echolalie. Schmidt behauptet zutreffend, aus den bezaubernd spielerischen Worterfindungen des Lewis Carroll mache Joyce abscheulichen Ernst, einen gezwungenen Gesang auf Stelzen.

Auch hat Arno Schmidt sicherlich recht, wenn er die Selbststilisierung insbesondere des älteren Joyce aufs Korn nimmt – er dürfte dafür einen siebten Sinn gehabt haben, weil er selbst der Eigenschwelgerei verfallen war. Das eigene Übel läßt sich im anderen gefahrlos, nur allzu kommod erkennen. Schmidt spricht von den *Höllentöpfen*, in denen sich die Gegner des begnadeten Iren krümmen, von einem *infamen Pasquille* der Weltliteratur, das als bösen Kern nicht viel anderes birgt als

sprachquisquillierend, bramabassierend James Joyce' Haß auf seinen Bruder Stanislaus, von dem er glaubt, daß seine Frau Nora ein Verhältnis mit ihm gehabt habe.

Neunzig Prozent des Buches handelten davon (behauptet Schmidt), die volle Wut richte sich gegen Kain, hinter dem sich niemand anderer verberge als eben der von James gehaßte Bruder Stanislaus. Lange hätten die feinsinnigen Kommentatoren ihre Chance gehabt, Joyce eine schier übermenschliche sprachliche Virtuosität anzudichten, nun sei es an der Zeit, daß sich der Verstand äußere, natürlich der von Arno Schmidt, welcher sonst. Er allein auf weiter Flur verfügt über den Sprachvolten aufknackenden Spürsinn, einen Röntgenblick, dem nichts entgeht, seien die Rätsel auch noch so verwirbelt und verdreht.

Mag sein, daß der deutsche Schulmeister hier recht hat. Aber was um Gotteswillen mag unseren Leo bei all diesem sprachanalytischen Gewoge und Gerede, welches um sein edles Haupt schwirrt, derart fasziniert haben, daß er mit übernatürlicher Aufmerksamkeit lauschte? Wenn wir davon ausgehen, daß Leo auf schlingernden Umwegen über seinen Ur-Ur-Urgroßvater etwas von dessen Bibelhörigkeit geerbt hatte, ist der Schluß vielleicht nicht mehr allzu gewagt, wenn wir ihm unterstellen, daß bei äußerlicher Ruhe sein Hirn fieberhaft daran arbeitete, die silbenzerfetzende Schwirrnis als Konsequenz des mißglückten Turmbaus zu Babel mit dem gelösten Zungenreden der Apostel im Pfingstwunder zu vergleichen, um von dort aus gewagte Schlüsse auf einen zutiefst modernen Autor des zwanzigsten Jahrhundert zu ziehen, einem katholisch geprägten, katholisch rebellischen, der einen höllischen Wortsalat anrichtete, um pfingstwunderlich gesprochen gleichzeitig *Ja!* zu schreien und *Nein!* zu sagen, dann – ja was um Gotteswillen dann? Jetzt sind wir selber schon so grammatikverwirrt, daß wir Satzanfang und Satzende nicht mehr zusammenkriegen.

Ein Gewölle, ein Getümmel von halb-, viertels- und ganz erfundenem Vokabular ist da versammelt, Derwischentänze mit Wörtern werden aufgeführt, trotzdem blinkt das Zahnbürstenbärtchen durch, und es ist James Joyce's Selbstportrait, der einen Hahnreihkomplex hat, da er seine Nora zu Recht oder Unrecht – das ist schwer zu sagen –, in den Armen seines tüchtigen jüngeren Bruders wähnt, der dem älteren Lotterbuben und Habenichts ständig mit Geld aushelfen muß. Arno Schmidt nennt ihn den notorisch *gemißbrauchten Bruder*, denn bei dem ganzen Geschreibe handele es sich um eine *Selbstheiligsprechung* des älteren James, dessen Windbeutelereien zum Himmel stänken. Der tapfere Stanislaus, der dem Älteren oft mit Geld und manchem anderen aushilft, figuriert bestenfalls als ein streberhafter Zuträger, der dem Literaturguru nicht das Wasser reichen kann.

Starke Worte sind das. Aber den Belegen, die Schmidt für seine steile These anführt, kann man nur schwer widersprechen.

Wobei der ältere Joyce vor Tiefschlägen gegen den jüngeren Joyce nicht zurückschreckt. Einen Brotfresser nennt er ihn und meint damit den Professor, der Stanislaus war. Um ihn zu markieren, wird ihm stets der Hut aufgesetzt, auch um wieder und wieder anzuzeigen, daß Stanislaus klein war und sich dadurch größer machen wollte. Er war auch nicht hager und klapprig, wie James es war, dem entsprechend wird seine Fettleibig- und Wurstigkeit auf übertriebene Weise betont. Arno Schmidt nennt das gesamte Buch eine *Schrottablage des Ressentiments*, und wahrscheinlich hat er damit recht.

Verkehrte Welt. Der Bruderzwist zwischen Kain und Abel wird hier aufs neue durchgespielt, aber mit verkehrten Rollen. Der ehrbare, hilfsbereite Stanislaus ist Kain, der Hallodri von einem älteren Bruder, der säuft und das Geld zum Fenster

hinauswirft, sobald er welches in die Finger bekommt, ist der unschuldige Abel-James.

All das wird überzeugend belegt, wenn auch auf die gewohnt lehrerhafte Weise, von der Arno Schmidt nun einmal nicht lassen konnte. Wobei die beiden Stichwortgeber, die Schmidt hierbei zur Hand gehen, eine Frau und ein Mann, es immerhin geschafft haben, sich zu Vorzugsstrebern zu mausern, die durchaus mal eine längere Passage für sich beanspruchen dürfen, aber natürlich trotzdem nur als kluge Gehilfen dem allwissenden Schmidt fragend, so manches zurechtrückend, anderes in Schwung bringend, assistieren.

Was Leo davon verstanden oder nicht verstanden haben mag, wird für immer ein Rätsel bleiben. Die Schriften von James Joyce wird man ja nicht von vornherein als ideale Löwenlektüre bezeichnen können. Brüderzwiste kommen zwischen Löwen natürlich auch vor. Bei unserem Leo dürfte das aber schon sehr lange her gewesen sein. Im Zirkus jedenfalls arbeitete er nicht neben einem Bruder, der ihm hätte in die Parade fahren können.

Sah er sich selbst womöglich schon, den Tod vor Augen, als Löwenlehrer im Jenseits? Flankiert von zwei Heiligen einer Löwenschule vorstehend, in der widerspenstige große gelbe Katzbälger erst noch für die jenseitige Welt mit Wahrheiten geimpft werden mußten, damit sie sich christenmanierlich aufführten? Wahr ist jedenfalls, daß Leo wenige Tage darauf auf seinem Sofa starb. Arno Schmidts Radio-Angriff scheint einen Hirntumult ausgelöst zu haben, der wohl über seine Kräfte ging.

Das ist eine kleine Ewigkeit her. Inzwischen treibt sich Leo längst als Habitué in den ewigen Jagdgründe herum, seien diese nun christlich zahm oder savannenhaft wild. Man darf allerdings vermuten, daß ein verständiges Tier, noch dazu ein Nachfahre des berühmten Hieronymuslöwen an einem Vorzugsort west, wo sich alles tummelt, was auf Erden tapfer gelebt hat. Wolfgang Koeppen und Arno Schmidt sind längst auch in etwelche höheren Gründe eingegangen.

Wiewohl von ihnen nur der Löwe von vornherein als erlösungstauglich angesehen werden kann, wäre für alle drei zu hoffen, daß sie sich nunmehr im Paradies befinden, um sich an hochmögendem Gespräch zu laben. Aller Kollegenneid von ehemals, alles kleinmenschliche Grollen und Belehren und Sich-Wichtig-Nehmen wäre dann verflogen. Lässig dürften sich die beiden Herren als vergnügte Seelenwickel an den verständigen Leo lehnen und mit ihm plaudern, dürften gründeln, schöne Sätze ausprobieren, ihr Wissen Zug um Zug um das Paradieswissen vermehren.